

Raumtypologien des Zusammenlebens

Gespräch mit Frère Alain Durand

Das Gespräch mit Frère Alain Durand fand während eines mehrtägigen Besuches im Konvent Sainte-Marie de la Tourette statt. Dieser Aufenthalt bot gleichermaßen die Gelegenheit, die Räumlichkeiten selbst wohnend zu erfahren, am Leben der Brüder teilzuhaben und den alltäglichen Messen beizuwohnen sowie mit den Brüdern und Bediensteten ins Gespräch zu kommen. Die Erfahrung des zeitweisen Wohnens in den Räumen des Konvents war markant für meine Arbeit und hat meinen Blick auf diesen Architekturtypus des Zusammenlebens geprägt. Die Analyse dieser Architektur, ihrer typologischen Grundsätze und der Prinzipien ihrer Raumbildung, wie ich sie anhand des Vergleichs zwischen dem Konvent Sainte-Maire de la Tourette und dem Entwurf eines Krankenhauses für Venedig im Hinblick auf deren Typologie vornehme, basiert auf dem aus dieser erlebten Erfahrung gewonnenen Wissen. Anliegen dieser Betrachtung war es, der Frage auf den Grund zu gehen, wie das Zusammenleben der Gemeinschaft der Brüder mit architektonischen Mitteln konstituiert wird.

Die Gelegenheit zum Gespräch mit Frère Alain Durand ist insofern von besonderer Qualität, als dass er bereits während der Planung und des Bau des Konvents Schüler des Ordens war und nach vielen Jahren des Lebens als Dominikanerbruder an unterschiedlichen Orten im Alter nach La Tourette zurückgekehrt ist. Somit kennt er die Architektur sowohl in ihrer ursprünglichen Intention als auch als das, was sie bereits kurz nach Fertigstellung aufgrund der veränderten Ausbildungsvorschriften für die dominikanischen Brüder geworden ist. Aus dieser doppelten Kenntnis ergibt sich eine Parallelstruktur der Erzählung. Sie schließt sowohl die ursprüngliche Vision der Architektur ein als auch die Adaption, so wie sie heute in der Gemeinschaft der Brüder gelebt wird.

Katharina Voigt | Im Hinblick auf Architekturen des gemeinschaftlichen Zusammenlebens und Bauten, die sich an Kranke und Versehrte richten, ist die verwandte und vergleichbare Arbeitsweise Le Corbusiers am Konvent Sainte-Marie de la Tourette und an dem Entwurf des nicht realisierten Krankenhauses für Venedig sehr eindrücklich: Kleinteilige Räume des individuellen Lebens und großmaßstäbliche Raumvolumen des Zusammenlebens und der Gemeinschaft verschränken und fügen sich zu komplexen Raumgefügen unterschiedlicher Grade der Privatheit. Während es sich dabei im Krankenhaus um Operations- und Versorgungssäle, Erschließungs- und Aufenthaltsräume für Patienten, Personal und Besucher handelt, sind es im Konvent insbesondere die Räume des Zusammenlebens, der spirituellen, intellektuellen und alltäglichen Gemeinschaft der Brüder. Ich möchte mit Ihnen gerne über die Wirkung und Wirksamkeit der Architektur des Konvents Sainte-Marie de la Tourette sprechen, darüber, wie sie das Leben im Konvent prägt und wie sie sich möglicherweise durch die Nutzung verändert. Insbesondere interessiert mich, wie der privaträumliche, individuelle Rückzug und das von Spiritualität und Intellektualität geprägte Zusammenleben in der Gemeinschaft ineinandergreifen. Und weiter: Gibt es bestimmte architektonische Elemente, die dafür von besonderer Bedeutung sind?

Frère Alain Durand | Das individuelle Leben und das Leben in der Gemeinschaft sind beide gleichermaßen Teil des Dominikanerlebens. Der Dominikanerorden basiert auf vier Säulen, dem intellektuellen, dem gemeinschaftlichen und dem spirituellen Leben sowie dem Ortswechsel, welcher mit dem Reisen und dem Hinaustragen der Ordensbekenntnisse in die Welt verbunden ist. Intellektualität und Spiritualität prägen das Leben eines jeden Bruders. Sie finden ebenso in der Glaubens- und Lebensgemeinschaft des Ordens statt wie für jeden Einzelnen in seiner persönlichen Lebensführung und der Einkehr und des Rückzugs in die Abgeschiedenheit der eigenen Zelle. Bereits in den Grundpfeilern des Ordens ist also das Individuelle und die Gemeinschaft gleichermaßen verankert. Das Leben ist von dem persönlichen Rückzug und dem Zusammenleben in der Gemeinschaft geprägt, ebenso von dem Eingebundensein in eine äußere Welt und dem sich Beschränken auf die innere Welt des Konvents. Eben diese Ambivalenzen und das Ineinandergreifen dieser unterschiedlichen Aspekte zeigen sich auch in der Architektur dieser Räume.

Es gibt in dieser Architektur Räume des Zusammenlebens, in denen man gemeinsam spricht, betet, sich austauscht und singt. Aber es gibt vielleicht eine Funktion im Leben der Schüler des Konvents, die nicht berücksichtigt ist, und zwar das Lautsein. Ein Ort, an dem sie lautstark diskutieren und Lärm machen könnten, ein Ort, um zu musizieren oder zu singen, fehlt in dieser Architektur. Im Konvent geht das nicht, da dieses Gebäude dafür nicht gemacht ist. Daher wurde ein Jahr nach Fertigstellung des Konvents ein Chalet im Wald ganz in der Nähe errichtet, wo es eben diese Möglichkeit gibt, zusammenzukommen, um zu sprechen, um zu diskutieren, um zu singen und um zu musizieren. Das ist eine Funktion des gemeinschaftlichen Lebens der jungen Dominikanerschüler, die zwar Teil der Ausbildung im Konvent war, jedoch für Le Corbusier keine Rolle spielte und nicht in den Räumen dieser Architektur berücksichtigt wurde. Da sie für ihn nicht Teil dessen war, wie er sich das Leben im Konvent vorstellte, ist es auch nicht Teil dieser Architektur geworden.

KV | Ich finde es sehr bemerkenswert, dass alle Wahrnehmungen, Empfindungen und Funktionen, die durch die Räumlichkeiten des Konvents evoziert oder impliziert werden – die Stille, die Ruhe, die Friedlichkeit – sämtlich mit architektonischen Mitteln transportiert werden. Jede Form von Hinweis oder Maßregelung scheint überflüssig, da die Architektur selbst diese Stimmung vorgibt. Das gilt für die intendierte Nutzung ebenso wie für die nicht angedachte, wie beispielsweise das Lautsein. Das starke Echo und der fulminante Hall, die aufgrund der Materialität in allen Räumen vorherrschen, zwingen regelrecht zur Ruhe.

FAD | Absolut, ja. Wenngleich es natürlich auch einer gewissen Sensibilität bedarf, um die Architektur und ihre Atmosphäre wahrzunehmen und sich entsprechend zu verhalten. Das gelingt nicht jedem. Uns macht es gelegentlich Schwierigkeiten, wenn Gästen diese Sensibilität fehlt und sie hier viel lauter sind, als es die Räume eigentlich erlauben.

KV | Sie verbindet eine lange Geschichte mit dem Konvent. Sie waren bereits hier, als das Gebäude errichtet wurde. Ich würde Sie gerne bitten, mir etwas aus dieser ersten Zeit im Konvent zu berichten, von Ihren Erfahrungen mit diesem Gebäude und dem Eindruck, den Sie von dieser Architektur hatten.

FAD | Ich war Teil der ersten Gruppe von Dominikanern, die in den Konvent kamen. Zuvor hatten die Dominikaner in dem Gutshaus hier auf dem Gelände gewohnt. Erst mit der Fertigstellung des Konvents wurde dieses Anwesen aufgegeben und die Dominikaner zogen in den Konvent ein.

KV | Diese beiden Architekturen – das historische Gutshaus und der Konvent von Le Corbusier – könnten wohl kaum gegensätzlicher sein. Gibt es für Sie besondere Aspekte, die sich in Ihrer Wahrnehmung mit diesem Wechsel aus der einen in die andere Architektur ergeben haben?

FAD | Aber ja, in der Tat hat sich alles verändert.

Als wir in dem Gutshaus untergebracht waren, haben wir das was wir vorfanden adaptiert und unsere Bedürfnisse den Gegebenheiten angepasst. Es gab keine Räume, die in besonderer Weise für das dominikanische Leben gemacht waren, es fehlte an eben diesen Räumen besonderer Stimmung und überwältigender Eindrücklichkeit, es war viel unruhiger, kurz, eine vollständig andere Situation als in einem tatsächlichen Konvent.

Der Umzug aus dem Gutshaus in den Neubau war eine grundlegende Veränderung: Wir fanden uns plötzlich in einer Architektur wieder, die unseren Bedürfnissen entsprach und für diese gemacht war. Zuvor mussten wir uns in den Räumlichkeiten einrichten, so gut es eben ging. Sainte-Marie de la Tourette ist ein Konvent, also ein Ort, der für das Leben der Brüder erdacht und gemacht ist und der ganz auf das Leben und die Lehre der Dominikaner ausgerichtet ist. Insbesondere muss man sagen, dass der Konvent zudem deshalb so anders war, weil es eine Bildungsstätte, ein Ort der Ausbildung war, und kein apostolischer Konvent, wie es sonst für den Dominikanerorden typisch ist. Sainte-Marie de la Tourette war jedoch nicht nur in seiner ursprünglich intendierten Funktion und Nutzung einzigartig, sondern auch im Hinblick auf seine Lage und seinen

Kontext. Die Konvente der Dominikaner befinden sich üblicherweise im Zentrum der Städte und nicht auf dem Land.

KV | Bildet Sainte-Marie de la Tourette hier tatsächlich die einzige Ausnahme?

FAD | Ja, das ist so. Natürlich bedingt diese andere Situation ein ganz anderes Leben. Das Leben hier ist ein sehr monastisches, wenn man diesen Ort nicht verlässt. Aber die Dominikaner sind eben keine Mönche. Es gab also eine Betonung auf dem Monastischen, entgegen dem eigentlichen Erbe des dominikanischen Lebens. Die Tatsache, dass der Konvent an diesem abgeschiedenen Ort errichtet wurde und nicht in einem dichten, urbanen Kontext, geht einher mit der Funktion dieses Bauwerks; es ist gedacht als Ort der Ausbildung junger Dominikaner, denen in dieser Abgeschiedenheit ein angemessener Ort gegeben sein soll, wo sie frei von äußeren Einflüssen sind. Für diese ursprüngliche Konzeption und Nutzung sind diese Architektur und ihr Ort absolut angemessen, allerdings wird sie heute ganz anders genutzt. Auch wenn heute die Brüder ein recht offenes Leben führen und hier frei ein und aus gehen, war der Konvent ursprünglich als ein abgeschiedener Rückzugsort und als eine in sich geschlossene Einheit gedacht, die nah an Lyon gelegen ist, damit dort am universitären Leben teilgenommen werden kann. Das war das ursprüngliche Anliegen, das sich so allerdings nicht eingelöst hat.

KV | Wenngleich das ursprüngliche Anliegen und das Initial für den Bau des Konvents sich nicht eingelöst haben, denke ich, dass dieser Geist eines intellektuellen, spirituellen Ortes, einer Architektur des Nachdenkens und der Kontemplation noch immer erhalten und allgegenwärtig zu spüren ist. Ihm kommt eine starke Präsenz in allen Räumen dieser Architektur zu. Was mir persönlich besonders auffällt – obgleich ich nur für wenige Tage hier bin – ist ein interessantes Spannungsfeld zwischen friedlicher Ruhe und kontemplativer Stille einerseits und einem Höchstmaß an Agilität im Denken und im intellektuellen Leben andererseits, welches ich beinahe als eine bewegte, dynamische Erfahrung gegenüber dieser starken Konzentration und Fokussierung erlebe.

FAD | Ich habe das bereits erwähnt: Wir sind keine Mönche. Im Gegenteil, unsere Ausrichtung gilt vielmehr dem Außen. Wenn ich beispielsweise von mir persönlich ausgehe, muss ich sagen, ich würde es mittlerweile vorziehen, in einem Konvent in der Stadt zu leben. Dies ist nicht aus ästhetischen Gründen so, sondern aus der Sicht dominikanischer Lebensführung. Insbesondere mit zunehmendem Alter sind wir vermehrt gezwungen, an einem Ort zu bleiben und sesshafter zu leben als bisher. Da ist es wertvoll, wenn dieser Ort in einen lebendigen, urbanen Kontext eingebunden ist. Wenngleich die Architektur hier etwas Dynamisches und zur Bewegung Anregendes haben mag, entbehrt das Leben hier zunächst der Anregung durch äußere Impulse. Natürlich ist man hier nicht vollständig von der Außenwelt abgeschnitten, insbesondere weil wir Gäste empfangen.

KV | Dennoch erscheint es mir ein Unterschied zum Leben in der Stadt zu sein, wo allein aufgrund der räumlichen Dichte ein viel höheres Maß des Eingebundenseins in die Umgebung gegeben ist als an diesem abgeschiedenen Ort in der Landschaft.

FAD | Ja, das ist wahr. Es bedarf tatsächlich unseres Engagements, Menschen einzuladen, um hier Seminare, Veranstaltungen oder Ausstellungen zu organisieren, während diese Anregung in einem städtischen Kontext vielmehr per se gegeben wäre und das Leben des Konventes auf das Eingebundensein in ein übergeordnetes kulturelles, intellektuelles und spirituelles Leben zurückgreifen könnte. Die Menschen kommen und gehen, wenngleich es natürlich auch diejenigen gibt, die immer wiederkehren, um hier zu arbeiten. Es ist die äußere Welt, die hier in die innere des Konventes kommt. Die umgekehrte Bewegung, das Innere, das sich nach außen wendet, dominiert das Leben in den städtischen Konvents und wird hier aufgrund der Lage maßgeblich erschwert.

KV | Neben der Bewegung der externen und der internen Welt des Konvents ist es insbesondere die Bewegung innerhalb dieser Architektur, die mir sehr bedeutsam erscheint: Die Gänge und Wege, die das Gebäude durchziehen, erscheinen mir als sehr besondere Räume innerhalb des architektonischen Gefüges, die zwischen Dynamik und Ruhe, Verbindung und Distanz oder Einstimmung und Abstandnehmen changieren und den gesamten Komplex gleichermaßen durchweben und zergliedern. Je nach ihrer Lage und Zuordnung zu den unterschiedlichen Bereichen des dominikanischen Lebens sind sie von ganz verschiedenem Charakter, mit sehr spezifischer Atmosphäre und fügen sich doch zu einem zusammenhängenden Geflecht. Wie erleben Sie diese Schwellenräume? Sind es Orte der Kontemplation, des Oszillierens und vergleichbar mit den Kreuzgängen einer klassischen Klosterarchitektur oder kommt ihnen eine andere Rolle zu?

FAD | Ja, es lässt sich sicher sagen, dass die Gänge sehr spezifisch sind. Die Gänge vor den Zellen beispielsweise laden zur Ruhe und Stille ein. Es gibt keine Notwendigkeit, explizit darauf hinzuweisen, sondern es ergibt sich aus der Atmosphäre dieser Räume – wenngleich heute nicht mehr alle diese Stille respektieren. Der Konvent ist insgesamt ein Ort der Ruhe. Die Gänge und Flure sind jedoch noch von weiteren Charakteristiken geprägt: Sie sind in anderen Gebäudeteilen gelegen, in denen andere Themen dominieren. Hier geht es nicht um den Rückzug und die Einkehr, wie es beispielsweise in den Zellen der Fall ist, sondern um den Austausch und die Gemeinschaft. Dies sind die Teile des Gebäudes, die von Gespräch und Kommunikation geprägt sind. Das alles ist sehr klar strukturiert und ich denke, es ist die Architektur, die diese Unterschiede explizit macht und das jeweilige Verhalten bedingt. Das ist sehr interessant, weil sich daraus eine Harmonie von Architektur und Leben ergibt. Dennoch handelt es sich hier nicht um eine aufdringliche oder anstrengende Architektur, wenngleich sie zu permanenter Bewegung und Veränderung anregt und dazu einlädt, sie zu durchschreiten und sich ihre Räumlichkeiten in der Bewegung zu erschließen.

KV | Diese Korrespondenz zwischen der Architektur und dem, was sie beherbergt, scheint essenziell zu sein und für das gesamte Gebäude in seiner ursprünglich intendierten Nutzung zu bestehen: eine Architektur der Ausbildung, der Wandlung und Entwicklung, die wiederum selbst dadurch geprägt ist, dass sie in stetiger Veränderung zu sein scheint, sei es in der Bewegung durch ihre Räumlichkeiten oder in dem sehr unmittelbaren Spüren der Licht- und Wetterwechsel.

FAD | Ja, das ist so. Es ist eine Architektur, die sich andauernd verändert. Kein Tag, keine Lichtstimmung ist gleich. Wie ein Gefäß scheint sie die Veränderungen ihrer Umgebung aufzunehmen. Ebenso war es für die Ausbildung und Entwicklung der Dominikaner angedacht, die sie beherbergen sollte.

KV | Was ist Ihnen aus der Zeit der Konzeption und des Baus des Konvents besonders in Erinnerung geblieben?

FAD | Ich war damals ein junger Dominikanerschüler. Der gesamte Entwicklungsprozess und all die Entscheidungen fanden ohne uns statt. Wir wurden natürlich über das ein oder andere informiert, aber es gab keine Diskussionen oder Planungssitzungen, an denen wir hätten teilnehmen dürfen. Die meisten Entscheidungen und Abstimmungen wurden zwischen Le Corbusier, den Obersten des Dominikanerordens und dem damaligen Prior Père Couturier getroffen. Entsprechend kann ich Ihnen den Prozess der Konzeption und Entwicklung nicht vollständig und im Detail wiedergeben, da ich ihn eher aus der Ferne beobachtete.

Ich weiß nicht, ob man das wirklich sagen kann, aber aus meiner Sicht sind es viele dieser Planungsentscheidungen gewesen, die dazu geführt haben, dass sich mit der Gestaltung dieser Architektur eine Tendenz hin zu einem monastischen Leben ergeben hat, die im Dominikanerorden auf diese Weise eigentlich nicht vorgesehen ist. Eigentlich ist der Orden auf ein Leben angelegt, das sich nach außen richtet. Studium, Intellektualität, Austausch, Kommunikation und dergleichen bilden dessen Zentrum. Im Leben der Dominikaner gibt es zwei Schwerpunkte: Das nach außen gerichtete Wort, die Kommunikation einerseits sowie das interne Leben, das auf das Erbe des klösterlichen Lebens zurückgeht, andererseits. Natürlich gibt es stets die Tendenz, die eine oder die andere Seite stärker zu betonen. Es ist ein subtiles Spiel und ein sehr feines Austarieren von beiden. Wenn man beispielsweise in der Ausbildung ist und somit nicht am externen Leben teil hat, dominiert ganz selbstverständlich der Aspekt des monastischen Lebens. Ganz anders ist demgegenüber die Phase des Katechismus, der Verbreitung unseres Glaubens und Wissens in der Welt und des Reisens, in welcher man in besonderer Weise der äußeren Welt zugewandt ist und das eigene Leben, der Rückzug und die Einkehr dahinter zurücktreten.

KV | Ich frage mich, ob es nicht eben diese biografischen Phasen im Leben eines Bruders sind – die Veränderung aus dem einen in den nächsten Lebensabschnitt – die eine Korrespondenz in der Architektur, ihren Passagen, Schwellen, Übergängen und ihrer Durchwegung finden?

FAD | Vielleicht könnte man das sagen. Mir erscheint es allerdings noch bedeutsamer, dass es diese Architektur vermag, selbst maßgeblichen Veränderungen standzuhalten. Dieser Konvent war ursprünglich als ein Ort der Ausbildung, der Einführung junger Dominikaner gedacht, für die Gemeinschaft von Schülern, Lehrern und dem Prior, abgeschlossen und abgeschlossen von äußeren Einflüssen. Doch entgegen dieser ursprünglichen Intention ist es eine Architektur geworden, die sich mittlerweile in ein Zentrum für die Aufnahme und Begegnung von Menschen verwandelt hat. Ich denke, das ist ein Verdienst dieser starken und prägnanten Architektursprache.

Es überrascht mich zu sehen, wie spezifisch das Gebäude heute als ein Ort des Austauschs und der Zusammenkunft dient. Mit einigen Unannehmlichkeiten, ja, aber in hohem Maße adaptionsfähig: Die Rigidität des Gebäudes lässt es nicht ohne Weiteres zu, es unbegrenzt von der ursprünglich intendierten Funktion zu entfernen und es in eine Begegnungsstätte zu verwandeln. Das geht teilweise zu Ungunsten einer guten Nutzbarkeit. Aber es zeigt sich eben auch, dass es ein Ort ist, den die Menschen gerne aufsuchen, um an Veranstaltungen teilzunehmen. Mit seiner hohen und durchgängigen architektonischen Qualität ist es ein Ort, der so gut interpretiert und gemacht ist, dass er ein hohes Maß an Nutzungswandel aushält. Das finde ich verblüffend. Mit all den Menschen, die herkommen, um hier zu übernachten und zu arbeiten, entsteht eine besondere Gemeinschaft, die weit über unseren Orden hinausreicht. Ich glaube, das ermöglicht allein dieser Ort, der in seiner Besonderheit und seiner Schönheit so überhaupt nichts Banales an sich hat, sondern ganz eigen ist. Es zeigt sich daran vielleicht das Genie Le Corbusiers, dass eine Architektur, die für eine ganz bestimmte Funktion entwickelt wurde, einen Nutzungswandel übersteht und eine ganz eigene Form der Aneignung zulässt.

KV | Es ist erstaunlich, dass eine so spezifische und präzise entlang der Anforderungen der ursprünglichen Nutzung entworfene und gebaute Architektur solch starken Veränderungen Raum geben und in so hohem Maße adaptierbar sein kann. Darin zeigt sich ja ein immenses Maß der Freiheit zur Aneignung dieser Architektur. Die Frage nach eben dieser Freiheit interessiert mich sehr.

Besonders im Hinblick auf die Frage danach, wie die Räume am Lebensende gestaltet sein müssten und welche Bedürfnisse und Anforderungen es an den Raum in der letzten Lebensphase gibt, stellt sich mir die Frage: Welcher Art von Räumlichkeit und Raumtypologie bedarf es? Braucht es den Charakter eines weitläufigen Raumes, der Offenheit und des Weitblicks, oder eines schützenden, bergenden Rückzugsraumes? Hier im Konvent habe ich den Eindruck gewonnen, dass beides gleichermaßen notwendig ist: Die Offenheit des Gemeinschaftlichen und die privaträumliche Individualität des Rückzugs, die einander sehr harmonisch ergänzen.

FAD | Ja, das ist genau so. Für unser Zusammenleben hier im Konvent sind die privaten Rückzugsräume ebenso von Bedeutung wie die Räumlichkeiten der Gemeinschaft und auch die Wege und Gänge dazwischen sind wertvoll, da sie beide ausreichend voneinander separieren und sie doch miteinander verbinden. Allerdings muss man sagen, dass diese Art von Architektur auch mit Einschränkungen verbunden ist: Wir haben keinerlei Möglichkeit, hier Menschen zu beherbergen, die in ihrer Beweglichkeit eingeschränkt sind, weil es keine barrierefreie Erschließung des Gebäudes gibt. Das ist für den Fall eines Hospizes oder überhaupt einer Architektur, die sich an Menschen im Zustand körperlicher Versehrtheit richtet, selbstverständlich anders. Doch natürlich muss man bedenken, dass beispielsweise Barrierefreiheit zur Bauzeit dieses Gebäudes generell keine Berücksichtigung in der Planung fand. Aber davon einmal abgesehen ist es wahr, dass die unterschiedlichen Räume hier auf besondere Weise miteinander in Korrespondenz stehen und sich zu einem komplexen Raumgefüge verschränken.

KV | Ein anderer Aspekt dieser Architektur, der mich ebenfalls im Hinblick auf das Raumerleben im Zustand körperlicher Versehrtheit interessiert, ist die starke Körper-

bezogenheit des Erlebens, die bei dem Durchschreiten dieser Räume deutlich wird. Ich kann nicht sagen, ob es sich dabei um mein ganz persönliches Architekturleben handelt. Ist das eine Empfindung, die Sie teilen?

FAD | Diese Wahrnehmung teile ich absolut. Man muss natürlich sagen, dass die Menschen sehr unterschiedlich auf diese Architektur reagieren – das ist insbesondere ihrer Materialität geschuldet. Es gibt jene, die den *«Béton Brut»* schätzen und andere, die große Schwierigkeiten haben, sich darauf einzulassen. Ich bin kein unvoreingenommener Bewunderer Le Corbusiers, kann eine Architektur nicht einfach nur deshalb schätzen, weil sie von ihm entworfen wurde, sondern ich denke, dass eine jede spezifische Situation der besonderen Betrachtung und Untersuchung bedarf. Wenn es darum geht, wie diese Architektur gemacht ist, wie sie realisiert und hergestellt wurde, dann gibt es sicher einige Stellen – im Beton, aber auch an anderen Details – die präziser hätten gefertigt werden können. Im Winter zieht es durch die Fenster und so weiter. Aber das sind Kleinigkeiten, die diesen Bau dahingehend betreffen, wie er gemacht ist. Das schmälert jedoch keineswegs die Qualität, mit der sie erdacht wurde.

Es ist wahr, was sie sagen: Man kann nicht in dieser Architektur leben, ohne sich mit ihr zu konfrontieren und zu befassen. Man kann sich ihrer Wirkung nicht entziehen. Sie schließt einen ein, umfasst einen und nimmt einen in ihrem Inneren auf. Sie hält das Äußere von dem Inneren fern. Sie gibt mit ihrer Klarheit und Eindeutigkeit sehr klare Strukturen für das Leben in diesen Räumlichkeiten vor. Und doch ist sie damit nicht absolut oder unnahbar, sondern lässt ein relativ hohes Maß der Aneignung und Adaption zu.

KV | Diese Wahrnehmung kann ich sehr gut nachempfinden: Die Architektur eröffnet in ihrem Inneren eine ganz eigene Welt, in der man gefasst und geborgen ist, die eine eigene Dynamik zu haben und eine darin eingeschriebene Lebensweise vorzugeben scheint. Dennoch scheint sie ebenso die Möglichkeit zur Aneignung und Adaption zu geben, also einigen Spiel- und Freiraum zu lassen. So wie sie sich nach außen nicht vollständig verschließt, sondern mit verschiedenen, bewusst gesetzten Öffnungen vielfältige Bezüge zur Landschaft herstellt.

FAD | Ja, das stimmt. Die Adaptionsfähigkeit hat diese Architektur überhaupt überdauern lassen. Andernfalls wäre es uns nicht möglich gewesen, sie heute so anders zu nutzen, als sie ursprünglich gedacht war.

Die Bezugnahme auf die umgebende Landschaft ist existenziell. Sie ermöglicht es, mit dem Ort in Harmonie und Einklang zu leben. Das ist eine Qualität, die heute häufig und vielerorts verloren geht, was Entfremdung zur Folge hat oder dazu führt, dass Menschen depressiv werden und aus dem Gleichgewicht geraten. Hier ist es unmöglich, sich dieser ganz konkreten Verortung zu entziehen. Es wird häufig vergessen, wie wertvoll diese konkret räumliche Verortung und das damit einhergehende Geborgensein für die Menschen sind. Hier wirken sie nahezu körperlich auf einen ein.

KV | Ich sehe hier einen markanten Unterschied zu den historischen Klosterarchitekturen: Wenn ich beispielsweise an die Abtei von Le Thoronet oder Sénanque denke,

dann fallen mir selbstverständlich Verwandtschaften auf, zum Beispiel im Hinblick auf die Prägnanz der Materialität, in Bezug auf die Rohheit der verbauten Materialien und ihre poetische Wirkung. Aber andererseits gibt es Aspekte, die ich hier in ganz anderer Weise erlebe: der Blick in die Weite, das Bezugnehmen auf die Umgebung gehören dazu, aber auch die Art der Bewegung und das körperbasierte Erleben erscheinen mir hier grundlegend anders. Mich interessieren die Andersartigkeit der Bewegung, das körperlichen Empfinden dieser Räume und die verschiedenen Qualitäten der Wegesysteme, die sie durchziehen. Nehmen wir beispielsweise den Weg zur Kirche: Alles, was ich hier in der Annäherung und beim Betreten der Kirche erlebe ist grundsätzlich verschieden von dem, was ich von anderen Klosterkirchen kenne. Während die Wege-richtung zumeist nach oben und ins Licht führt, ist sie hier umgekehrt und man steigt aus dem Konvent zur Kirche hinab.

FAD | Ja, das ist so. Der Weg zur Kirche führt nicht nur nach unten, sondern er führt in die Dunkelheit. Die Kirche ist ein riesiges Raumvolumen mit einem fast mystischen Zwielficht. Dieser Raum ist gemacht, um sich einerseits darin zu verlieren und andererseits, um auf sich selbst und die Gemeinschaft der Brüder zurückgeworfen zu werden. Außerdem ist es wichtig, sich immer wieder bewusst zu machen, dass diese Kirche für eine sehr große Gemeinschaft von Gläubigen entworfen wurde. Unsere heutige kleine Gemeinschaft der Brüder ist diesem Raum überhaupt nicht angemessen. Nur an hohen Feiertagen, wenn viele Gäste für die Messe hierherkommen, bekommt man ein Gespür dafür, wie dieser Raum ursprünglich gedacht war. Ich ziehe es vor, im Alltag die Andacht im Kapitelsaal zu feiern. Darin stellt sich eine ganz andere Form des Beisammenseins ein, da dieser Raum unserer kleinen Gemeinschaft viel angemessener ist. Demgegenüber erscheint die Kirche in ihrer heutigen Nutzung unproportioniert, was sich wiederum vollständig verändert, wenn wir externe Gäste haben, die unsere Messen besuchen. Dann stellt sich eine besondere Stimmung ein, die der überwältigenden Größe des Kirchenraumes angemessen ist und ihm entspricht.

KV | Diese schiere Größe des Kirchraumes erscheint durch das starke Echo und den intensiven Hall zusätzlich verstärkt.

FAD | Ja, das stimmt. Die Akustik in der Kirche ist eine wirkliche Herausforderung. Der Klang in den Räumen und die Praktikabilität eines insgesamt so klangempfindlichen, nachhallenden Gebäudes, das jedes noch so kleine Geräusch extrem verstärkt, scheint Le Corbusier in seinen Überlegungen außer Acht gelassen zu haben. Natürlich prägt diese besondere Akustik unsere Räume, aber sie ist nicht gerade praktikabel für die Nutzung. Im Kirchraum haben wir versucht, mit besonderen Mikrofonen und technischen Einrichtungen gegenzusteuern und den Klang des Raumes zu modifizieren. Es bleibt jedoch eine Herausforderung, da insbesondere das gesprochene Wort durch die langen Nachhallzeiten stark verzerrt wird. Es bedarf also einer sehr langsamen und an die Klangsituation des Raumes angepassten Sprechweise, um verständlich sprechen und predigen zu können, ohne dass alles verschwimmt und die Worte ineinander verhallen und zu einem unverständlichen Gemurmel werden.

KV | Das habe ich ebenso erlebt. Aufgrund des enormen Nachhalls fällt es schwer die einzelnen Worte zu differenzieren, wenngleich der Klang des gesprochenen Wortes in

dieser Weise sehr eindrücklich und berührend ist. Doch diese Ambivalenz scheint aus meiner Sicht das gesamte Gebäude zu durchziehen: Immer wieder gibt es Momente in der Architektur, an denen sich fragen ließe, ob ein bestimmtes Detail oder eine räumliche Situation aus Gründen der Bautechnik oder der Funktionalität hätten anders gelöst werden können. Doch die enorme Poetik dieser Räume, die Rohheit ihrer Materialität und das besondere Zusammenwirken von Licht, Raum und Material lassen einen mühelos darüber hinwegsehen und den Blick auf die sinnlichen Aspekte dieser Architektur, ihre besondere Atmosphäre und Wirkung richten.

FAD | Ja, das ist so. Diese Architektur ist durchaus eine Herausforderung, was ihren Klang, ihre Akustik, ihre Materialität angeht und es ist nicht immer leicht, die Nutzung und die Gewohnheiten an diese Räume anzupassen, aber eben diese Aspekte machen sie so besonders. Ihre Poetik und ihre Schönheit machen sie so einzigartig.

KV | Neben den Besonderheiten der Machart gibt es eine Vielzahl struktureller Aspekte, die diese Architektur prägen. Ich würde mit Ihnen gerne über das Leben in den Zellen sprechen: In ihrer Begrenztheit und ihrer unmittelbaren Bezugnahme auf den menschlichen Körper bilden sie die kleinste Einheit und den individuellen Rückzugsraum im Konvent. Wie erleben Sie das Leben in den Zellen?

FAD | Ich hatte die Gelegenheit, diese Zellen in zwei ganz unterschiedlichen Zusammenhängen zu erleben und zu bewohnen: Als ich hier meine Ausbildung absolvierte, lebte ich in einer der kleinen Zellen im Ost-Trakt, während ich heute eine der Zellen im Westteil des Gebäudes bewohne, die etwas großzügiger ist. Doch es ist tatsächlich so, dass ich die Zellen nie als begrenzend oder einschränkend erlebt habe. Sie bilden den individuellen Rückzugsort und müssen darüber hinaus keine weitere Funktion erfüllen. Wenn ich in einem großzügigeren Raum lesen möchte, nutze ich die Bibliothek. Die Gemeinschaft mit den anderen Brüdern findet in den Räumen des Zusammenlebens und der Andacht statt. Für das individuelle Studium, das eigene intellektuelle Leben in Zurückgezogenheit und für die eigene Konzentration und Kontemplation in aller Ruhe sind die Zellen sehr gut geeignet. Im Laufe des Lebens haben sich natürlich einige Dinge angesammelt und es ist schön, den Büchern, Habseligkeiten und Andenken heute einen Platz in meiner Zelle geben zu können. Das empfinde ich als sehr angenehm. Aber ich muss sagen, für mich sind diese beiden Erfahrungen gut und ich bin froh, diese Räume so unterschiedlich erlebt zu haben – als junger Mensch in der kleinen Zelle mit all ihrer Reduktion auf das Wesentliche ebenso wie heute mit den im Laufe meines Lebens gesammelten Gegenständen in etwas mehr Großzügigkeit.

KV | Die Begrenztheit der Zellen bildet zudem nur einen Aspekt des Wohnens in dieser Architektur, die kleinste Einheit und den intimsten Rückzugsraum. Wie verhält es sich mit den weiteren Räumen? Wie nutzen Sie diese?

FAD | Ja, absolut. Das muss man natürlich bedenken, denn man kann selbstverständlich nicht ausschließlich in den Zellen leben. Zumal die weiteren Räumlichkeiten des Konvents nicht nur weitläufiger und großzügiger sind als die Zellen, sondern außerdem mit ganz anderen Aktivitäten und dem Zusammenleben in der Gemeinschaft einhergehen. Glücklicherweise gibt es die Seminare und Kurse der Studierenden, die uns ge-

legentlich besuchen, es gibt öffentliche Veranstaltungen wie Ausstellungen in unseren Räumlichkeiten und selbstverständlich ist unser Alltagsleben im Konvent während des Tagesverlaufs an zahlreiche Ortswechsel gebunden. Es gibt die Bibliothek, das Refektorium, all die Gänge und Wege, welche das Gebäude durchziehen, und natürlich die Kirche. Gegenüber diesen gemeinschaftlichen Aktivitäten bietet das eigene Zimmer die Gelegenheit zum Rückzug, für das Alleinsein, für Ruhe und Konzentration.

KV | Diese hohe Qualität des Wohnens und Lebens, die Sie für das Wechseln zwischen Rückzug und Gemeinschaft beschreiben, lässt sich für mich bereits nach meinem kurzen Aufenthalt hier nachempfinden. Die Räume des gemeinschaftlichen Lebens sind ihrerseits entsprechend ihrer jeweiligen Funktion und Nutzung sehr unterschiedlich. Die Schwellen und Übergänge zwischen den unterschiedlichen Aspekten des Gemeinschaftslebens und die Verschiedenheit dieser Räume erscheinen mir sehr differenziert. Besonders sticht hier die Dachterrasse als ein dem Himmel entgegengehobenes Äquivalent des Kreuzganges hervor. Wie ein in die Weite der Landschaft eingebetteter, exponierter und doch architektonisch gefasster Gartenraum liegt sie über dem Konvent. Wie erleben und nutzen Sie diesen besonderen Ort?

FAD | Es ist ein sehr besonderer und sehr schöner Ort, um dort unter freiem Himmel zu spazieren. Für Le Corbusier war es ein außergewöhnlicher Ort im Gebäude mit Blick auf die Gipfel der umgebenden Hügel, mit Fernsicht in die Weite der umgebenden Landschaft, der aber dennoch räumlich umschlossen und gefasst ist. Der Dachgarten ist gedacht als ein Ort der stillen Gehmeditation und als ebensolchen erlebe ich ihn. Es ist ein Ort der Stille, der Weite und der Kontemplation. Die Konzentration, die sich beim Durchschreiten und in der Meditation ergibt, ist gewöhnlichen Kreuzgängen sehr ähnlich, wobei dieser Dachgarten durch seine exponierte Lage mit weiteren Qualitäten einhergeht, wie mit dem Weitblick und einem intensiven Ausgesetztsein an Wind und Wetter, das es in der Typologie klassischer Kreuzgänge so nicht gibt.

KV | Der Maßstäblichkeit kommt in dem gesamten Gebäude besondere Bedeutung zu: Die Verhältnismäßigkeit von Mensch und Architektur variiert zwischen den verschiedenen Raumtypen. Sie ist grundlegend verschieden zwischen den Zellen, den Gängen, der Bibliothek, dem Refektorium oder der Kirche. Insbesondere im Vergleich zwischen den allseitig umbauten Räumen und dem umlaufend gefassten, jedoch zum Himmel und der Landschaft offenen Dachgarten verändert sie sich markant.

FAD | Ja, hier lässt sich eine große Varianz unterschiedlicher Raumtypologien beobachten und erfahren. Die Komplexität der Verflechtung dieser vielen verschiedenen räumlichen Situationen im Innern der Architektur steht in starkem Kontrast zur Rigidität der äußeren Erscheinung des Gebäudes. Es ist überraschend, im Innern diese differenzierte und nuancenreiche Vielfalt zu entdecken, die sich erst im Durchschreiten des Gebäudes wirklich erschließt. Der Dachgarten bildet hier eine Besonderheit und ist damit einzigartig im Gebäude.

Sie stellen sich Fragen nach dem Hospiz, nach Gastlichkeit und dem Wohnen in der Gemeinschaft einer solchen Anlage. Wie erleben Sie den Konvent La Tourette im Hinblick auf diese Fragestellung und was nehmen Sie von Ihrem Besuch hier bei uns mit?

KV | Ich fand es erstaunlich zu erleben, wie ausgeprägt sich ein Gestaltungswille und eine intensive Ritualisierung im Abschiednehmen, bei Trauerfeiern und in der Sepulkralkultur zeigen und war entsetzt zu sehen, wie gering demgegenüber der Gestaltungs- und Handlungswille für das Sterben ist. Sicher, es gibt seit den 1960er-Jahren die Hospizbewegung, die zunehmend wächst. Für schwerstkranke Menschen, die am Ende ihres Lebens in ein Hospiz einziehen, um dort ihre letzte Lebensphase zu verbringen, gibt es einen Raum, der dem Sterben und der Auseinandersetzung mit der eigenen Sterblichkeit verbunden ist. Gleiches gilt für palliativmedizinische Einrichtungen, die sich stark von kurativen medizinischen Einrichtungen unterscheiden. All das gibt es und doch bleiben es zumeist Randerscheinungen.

Die Möglichkeit, zwischen diesen beiden Arten von Räumen – jenen des gemeinschaftlichen, teils öffentlichen Lebens und jenen des privaträumlichen Rückzugs in das Alleinsein – hin- und herwechseln zu können, ist eine stetige Erfahrung des Lebens hier. Diese Ambivalenz von Privaträumlichkeit und Gemeinschaft besteht ebenso für die Institutionen des Wohnens in der letzten Lebensphase. Aus meiner Sicht gibt es jedoch trotz aller Individualität universelle Bedürfnisse und Notwendigkeiten für die letzte Lebensphase. Diesen versuche ich auf den Grund zu gehen und sie – über Hospizarchitekturen und palliativmedizinische Einrichtungen hinaus – insgesamt für Institutionen und das Leben in der Gemeinschaft am Lebensende zugänglich zu machen. Insbesondere interessiert mich die Unterscheidung zwischen einem individuellen Leben in der Zurückgezogenheit des eigenen Zimmers und dem Zusammenleben in Räumlichkeiten der Gemeinschaft sowie die Gestaltung der Schwellen und Übergänge, welche diese beiden miteinander verbinden beziehungsweise sie voneinander trennen.

FAD | Dieses Zusammenwirken von Individualität und Gemeinschaft, Rückzug und Zusammenleben lässt sich anhand des Lebens in einem Konvent natürlich generell mit besonderer Prägnanz beobachten. In Sainte-Marie de la Tourette sind die Grundsätze des dominikanischen Lebens in eine moderne Architektur übersetzt worden. Diese verschiedenen Aspekte sind in unterschiedlicher Weise im Gebäude verortet und aus der Größe des Komplexes ergibt sich, dass den Wegen und Verbindungen dazwischen besondere Bedeutung zukommt.

Der Konvent war ursprünglich gedacht als ein Ort der Ausbildung und Entwicklung, ein Ort der Vertiefung der dominikanischen Lebensweise und der Zusammenkunft einer großen Gemeinschaft von Schülern. Heute leben wir mit einer winzigen Gemeinschaft in diesem großen Gebäude und so ergibt sich im Alltag nicht nur ein Wechsel zwischen individuellem Leben in der Zurückgezogenheit der eigenen Zelle und der Gemeinschaft in den Räumen des Zusammenlebens, sondern wir sind gezwungen, eigene Gestaltungsformen und Lebensweisen für das Zusammenleben zu entwickeln, die unserer kleinen Gemeinschaft von Brüdern angemessen und zugleich geeignet sind, die Weitläufigkeit und Größe der Anlage zu füllen. Das ist eine große Herausforderung. Da wir eine kleine Gemeinschaft sind, ist es sehr wichtig, dass wir Menschen von außerhalb willkommen heißen. Andernfalls wäre unsere Anwesenheit hier nicht gerechtfertigt. Das Einbeziehen von Menschen von außerhalb ist notwendig für unsere eigenes Fortbestehen. Wir haben also in besonderem Maße die Möglichkeit, uns die von der Architektur vorgegebenen Rahmenbedingungen entsprechend des Lebens un-

serer Gemeinschaft anzueignen. Für das aktive Gestalten eines Zusammenlebens ist dieser Prozess der Aneignung unerlässlich und in dieser besonderen Situation, in der wir leben, ergibt sich die Notwendigkeit dazu gewissermaßen aus der Großzügigkeit, der Weitläufigkeit und der Leere der Architektur.

Demgegenüber stehen die Zellen als kleinste Einheit, wie Sie es vorhin angesprochen haben. Ich denke, diese geben uns die Fassung und den Halt, deren es bedarf, um die Ungewissheiten und Freiheiten im Umgang mit den weiteren Räumen ausgleichen zu können. Schlussendlich ist es die Besonderheit des Wohnens hier, weshalb wir kontinuierlich mit der Frage konfrontiert sind, wie wir diese Räume nutzen, bewohnen und beleben wollen, die uns dazu zwingt, unsere Lebensführung und die Architektur miteinander abzugleichen. Ich denke, das ist ein wichtiger Prozess, um mit den Räumen umzugehen, aber auch, um sich seiner eigenen Lebensführung zu vergewissern und die Gestaltung seines Lebens – individuell, intellektuell, spirituell und in der Gemeinschaft – bewusst und an diesem spezifischen Ort weiterzuentwickeln. In diesem Sinne ist es stets eine Architektur der Lernens, der Bildung und der Formgebung für das eigene Leben.

